

DIE FACKEL

Nr. 176

WIEN, 28. FEBRUAR 1905

VI. JAHR

[Koerber, Bismarck und Presse]

O dieses Leben der Deplacements! Das Laster kommt zu Ehren, die Tugend muß sich selbst genügen. Dichter verhungern und Stümper werden aufgeführt. Apoll wird geschunden und Marsyas hat seinen Platz an der Sonne. Kein Orden paßt zum Knopfloch, kein Knopfloch zum Orden. Es ist ein tragischer Zug der Zeit, daß Bild und Rahmen nie zusammenstimmen. Umso erfreulicher, wenn einmal ein Verdienst schon im irdischen Leben seinen Lohn findet: Herr v. Koerber ist Ehrenmitglied der »Concordia« geworden. Die Belohnung im Jenseits hätte hier ehrenvolle Nachrufe der Wiener Presse bedeutet. Aber ein herzhafter Entschluß hat der amtlichen Lebensführung des Herrn v. Koerber rechtzeitig die ihr einzig organische Weihe gegeben: die Ehrenmitgliedschaft der »Concordia«. Ein Ziel, den Nachfolgern aufs Innigste zu wünschen, von ihnen nachdrücklichst zu erstreben. Eine Stelle als Präsident eines Verwaltungsrates mag gewinnbringender sein, ehrenvoller ist die Würde, die der pensionierte Minister aus den Händen der Herren Spiegel, Bauer und Stern empfängt. »Der Präsident hob in seiner Ansprache hervor, daß Dr. v. Koerber sich von jeher als treuer Freund der Journalistik erwiesen habe. Den Höhepunkt der Wirkungen seiner Sympathien aber erblicke man in dem von ihm ausgearbeiteten Preßgesetzentwurfe ...«. Mit Recht. Für einen Reformvorschlag, der die Vergehen zu Übertretungen degradiert, um den verantwortlichen Redakteur, der bei einer durch sein Blatt begangenen Übertretung bekanntlich auch wegen der »pflichtgemäßen Obsorge« nicht angeklagt werden kann, völlig straffrei zu machen, ist die Ehrenmitgliedschaft der »Concordia« noch immer kein Lohn, der allzu reichlich lohnet. Die Prozeßkosten, die der Entwurf des Herrn v. Koerber der Wiener Presse erspart, sind doch kaum mit den Summen zu beziffern, die sie aus seinem Adelsfonds im Laufe der Jahre bezogen hat. »Nicht in der Zeit, da er noch die Machtfülle besaß, wollte ihm die Concordia Anerkennung und Dank zollen, sondern jetzt, wo er procul negotiis sich selbst sagen müsse, man wollte nicht den Minister, sondern den Mann, den Gönner und Freund der Journalisten ehren«. Vom Minister Geld nehmen und dem Privatmann danken, das eben muß, um den Schein jeder Beeinflussung zu meiden, die Methode einer taktvollen Presse sein. Es war eine Situation, in der ernste Männer weich werden und aus ihrem tiefsten Herzen Bekenntnisse holen. Als Herr v. Koerber das Handschreiben der Weltbeherrscher, in dem seine Verdienste um die Presse mit einer Ernennung belohnt werden, entgegennahm, mochte ihm freudiger zu Mute sein als da er das Handschreiben des Kaisers von Österreich empfing, der seine Verdienste um den Staat mit einer Pensionierung belohnte. Herr v. Koerber, so erfahren wir, dankte gerührt und versicherte, »daß er in allen seinen Stellungen die Journalistik schätzen lernte und *sich ganz besonders zu den Mitgliedern der 'Concordia' hingezogen fühlte* ... Er freue sich, daß er *nun für immer mit der 'Concordia' enge verbunden sei*«.

*

Bismarck:

»Sie begreifen, daß ich jetzt von der Presse nur noch mit ironischer Geringschätzung rede.«

»Was Herr Richter über meine Stellung zur Presse bemerkt — so bin ich ja ganz seiner Meinung, daß wir eine freie unabhängige Presse bei uns brauchen; aber ob die Presse, die ich meine, wirklich den Namen verdient, eine freie und unabhängige zu sein, das wird der Abgeordnete Richter freilich genauer wissen als ich. Ich halte sie gerade für eine abhängige und in ihren Redaktionen von Furcht und Sorge, von anderen Einflüssen als den kanzlerischen bis zu einem gewissen Grade geknechtete Presse; ich halte sie nicht für unabhängig und frei. Er verlangt, daß eine solche Presse immer imstande sei, die Wahrheit zu sagen; das ist aber gerade das, was ich ihr vorwerfe, daß sie die Wahrheit nicht sagt.«

»Wenn jemand in einem anonym geschriebenen Brief verleumdet, so hält man das im allgemeinen für eine ehrlose Beschäftigung; wenn jemand aber in gedruckten Blättern verleumdet, ebenso anonym, so ist es 'Freiheit der Presse', für die einzutreten ist gegen jedermann, der sich gegen diese Verleumdung wehren will!«

»In ihrem gegenwärtigen Zustande gewährt die Tagespresse weder für die Regierung noch für die politische Bildung der Bevölkerung einen Nutzen, vielmehr das Gegenteil. Die Zeitungen sind gegenwärtig kein Bildungs—, sondern ein Verbildungsmittel, das keine Begünstigung verdient.«

»Das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribüne wieder verdorben.«

»Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich.«

»Was die Zeitungen über mich schreiben, das ist Staub, den ich mit der Bürste abwische, das ist mir gleichgültig.«

»Was in der Zeitung steht, das vergeht bald.«

»Druckerschwärze auf Papier.«

»Leute, die ihren Beruf verfehlt haben.«

»Die Presse ist *in Wien schlimmer als ich mir vorgestellt hatte, und in der Tat noch übler und von böserer Wirkung als die preussische.*«

* * *

[Die Mehrauslagen]

»Kann etwas Gutes von Kappadozien kommen?« In Leoben ¹, dem Vielberufenen, ließ der Stationsvorstand — nicht zu verwechseln mit dem Mürz-zuschlager Kollegen, dem es im Hervay—Prozeß »wie Schuppen von den Augen fiel« — ein Zirkular anschlagen, das die 'Arbeiter—Zeitung' schon »zum ewigen Gedächtnis tiefer gehängt« hat. Da aber künftige Kulturforscher in den mit Indizes versehenen Quartalsbänden der 'Fackel' ² sich leichter zu-rechtfinden und ein spezialisierteres Material vor sich haben werden als in den Monatsbänden eines Tagesblatts, so sei das Dokument von der österrei-

1 s. Heft 165 #02 & Heft 168 #01 »Der Hexenprozeß von Leoben«

2 z. B. auf www.welcker-online.de/

chischen Sozialpolitik am Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts hier wieder-
gegeben:

Leoben, k. k. Staatsbahn. Nr. 178.

Zirkular

an sämtliche Bediensteten

Der auffallend hohe Krankenstand, welcher sich seit Anfang dieses Jahres nahezu unverändert erhält, gibt zu der Vermutung Anlaß, daß seitens der Bediensteten die ihnen zu Gebote stehende Ruhezeit nicht entsprechend zur Erholung ausgenützt wird. Jeder Einzelne ist nicht nur im eigenen, sondern im Interesse des Dienstes verpflichtet, für die Erhaltung seiner Gesundheit bestmöglichst Sorge zu tragen. Um dieses Ziel möglichst zu erreichen, wurde jeder Bedienstete — je nach seiner Verwendung — um sich gegen die Witterungseinflüsse zu schützen, mit den erforderlichen Dienstkleidern beteiligt und ist es eines jeden Sache, nicht nur diese entsprechend in Gebrauch zu nehmen, sondern auch durch einen entsprechenden Lebenswandel seine Gesundheit zu erhalten.

Durch einen hohen Krankenstand werden nicht nur die dienstlichen, sondern auch die kameradschaftlichen Interessen in nicht unerheblicher Weise in Mitleidenschaft gezogen; die ersterer dadurch, daß nicht nur für die definitiv Angestellten teilweise ein diesen nicht gleichgeschulter Ersatz zur Dienstleistung herangezogen werden muß, sondern daß durch den weiteren Ersatz dem k. k. Eisenbahnärar auch wesentliche Mehrauslagen erwachsen; die letzteren — die kameradschaftlichen Interessen — aber dadurch, daß die gesunden Kameraden zu Mehrleistungen herangezogen werden und dadurch in ihren eigenen Interessen geschädigt werden.

Ich erwarte, daß diese wohlgemeinte Mahnung von jedem hierorts Bediensteten entsprechend gewürdigt und befolgt und nach Kräften beigetragen wird, daß sich der betreffende Krankenstand nicht nur vermindere, sondern auch keinen Zuwachs erfahre.

Leoben, 20. Jänner 1905.

Der Vorstand: List.

Der »auffallend hohe Krankenstand« gab uns stets »zu der Vermutung Anlaß«, daß die Bediensteten der Eisenbahnen geschunden werden. In Leoben vermutet man, daß sie die karg bemessene Erholungsfrist nicht »entsprechend«, das heißt zwar zur Erholung vom Dienst, aber nicht zur Erholung für den Dienst ausnützen. Dieser Vermutung bringe ich aus tiefstem Herzen ein Pfui Teufel! dar ... Eine Eisenbahnverwaltung, deren Sozialpolitik nicht die Verhütung des Krankwerdens, sondern die Verhütung der »Mehrauslagen« bezweckt, für die das Menschenleben bloß »dienstlich« in Betracht kommt und die seine Trümmer, in welche es der Dienst geschlagen hat, noch dem Dienst retten möchte, kann sich vor Europa sehen lassen. Im Dezember 1899 hat der Abgeordnete Dr. Wilhelm Ellenbogen in der 'Fackel' die mörderischen Zustände auf der Südbahn besprochen, eine grauenerregende Statistik der im »Dienst« getöteten und Verstümmelten veröffentlicht und den an die Terminologie des »Weber«—Jammers gemahnenden Ausruf zitiert, den ein Südbahnkondukteur in einer Versammlung der zur Arbeit Gepeitschten getan hatte: »Man muß sich tot melden, wenn man wirklich ausruhen will«. Seit damals hat die österreichische Eisenbahnhumanität, die zwischen erschöpften Loko-

motivführern, schlaftrunkenen Wächtern und kopflosen Beamten ihre Pflicht erfüllt, doch einen Fortschritt zu verzeichnen. Man muß sich nicht mehr tot melden; man darf sich nur nicht krank melden!

* * *

[Der Fälscherprozeß]

In dem Fälscherprozeß ¹, der soeben vor dem Wiener Schwurgerichte durchgeführt wurde, trat wieder einmal eine Erscheinung zutage, die für die Unverdorbenheit der für Kriminalfälle interessierten öffentlichen Meinung bezeichnend ist: das Staunen über die Enthüllung eines Bündnisses zwischen Verbrechen und Polizei. Herr Stukart, dem die Kenntnis der Banknotenfälschung in die Amtsstube geflogen kam und der immer ausgezeichnet wird, wenn ihm ein Konfident oder ein Privatdetektiv, ein »Vertrauensmann« oder ein Vertrauter, eine Verbrechen meldet, ward wegen seiner unerhörten Findigkeit gepriesen, aber selbst seine begeistertsten Anhänger konnten sich einer Mißempfindung darüber nicht erwehren, daß der Anzeiger kein Mitglied der ethischen Gesellschaft, sondern ein Pensionär der Anstalt in Stein ² war. Wenn eine Albernheit stark genug ist, so braucht man sie bloß zu zitieren, um sie darzustellen. Müßte nicht die Stichhaltigkeit einer Anzeige, sondern das Motiv, nicht die Informiertheit, sondern die Moral des Anzeigers in Betracht kommen, so würde sich jede behördliche, jede publizistische Gerichtsbarkeit von selbst aufheben. Die gesunde Naivität, die den Verfolger mit dem Hinterbringer in einem Bündnis der Gesinnung wähnt, beeinflußt bei uns, wo alles Persönliche zuerst sichtbar wird und der unfaßliche Idealzweck hinter dem greifbaren Mittel verschwindet, immer wieder das Urteil über den Wert sozialer Reinigungsarbeit. Als ob es auf die Motive und Gesinnung des Rechercheurs und nicht auf die des Redakteurs ankäme! Aber in Wahrheit scheint es mir keine fruchtbarere Verwendung des Spitzbuben zu geben als den Spitzbuben zu entdecken. Wo Erpressung geschieht, ist meistens ein Verbrechen — jedenfalls im gesetzlichen Sinne — geschehen. Hat der Ankläger es verwirkt, den Erpresser zu verfolgen, wenn er das Verbrechen, an dem der Erpresser sog, verfolgt hat? Ist ein Bankdiebstahl vornehm zu ignorieren, weil der Angeber für ein Schweiggeld geschwiegen hätte, weil seine Anzeige der Ranküne des entlassenen Kommis entsprang? So gedankenlos wie die Anerkennung des Scharfsinns einer Sicherheitsbehörde, der die Kunde der Notenfälschung von einem »Vertrauensmann« zugetragen wurde, war der Hohn darüber, daß ihr Vertrauensmann kein des Vertrauens würdiger Mann sei.

*

Herr Stukart wird wieder üppig. Sein Auftreten im Prozeß Liebel könnte fast den Anschein wecken, daß er über den in der voranstehenden Betrachtung vertretenen Standpunkt hinaus sich an den Herrn Bodenstein attachiert habe. Der Versuch, nicht die Notwendigkeit, sich seiner zu bedienen, sondern den Mann selbst zu verteidigen, da er vom Vertreter Liebels angegriffen wurde, war ungeschickt. Und die Form, in der es geschah, eine arge Überhebung. »Ich bin überrascht, daß der Herr Doktor gerade auf diese Person (den Cafétier) sich stürzt, wenn ich auch zugeben muß, daß Bodenstein mit zwei Jahren schweren Kerkers vorbestraft wurde, *dank der Verteidigung des Herrn Dr. Rosenfeld*.« Der Gerichtssaalbericht verzeichnet nach dieser Bemerkung »Unruhe«. Im Saal, nicht hinter dem Gerichtstisch. Der Vorsitzende — er heißt Hanusch — schwieg zu der ebenso unpassenden wie törichtem Bemerkung

1 s. a. Heft 177 # 03

2 Justizanstalt (Gefängnis) Stein

kung, mit der ein Polizeirat die Wut eines Abgeurteilten, der dem Verteidiger die Schuld gibt, zu seiner eigenen machte. Das geht über die Verpflichtung behördlicher Dankbarkeit für geleistete Verräterdienste hinaus. Und Herr Stukart scheint ja tatsächlich die Entdeckung eines Verbrechens als persönliche Angelegenheit zu betrachten. Der angeklagte Fälscher mußte acht Monate in der Untersuchungshaft sitzen, damit der Liebling des 'Extrablatts' und Chef des Sicherheitsbüros in offener Gerichtsverhandlung mit seinem »Material« glänzen konnte, das, wenn es dem Gericht früher vorgelegen wäre, den Angeklagten sofort zum Geständnis bewogen hätte. Die Überführung von Verbrechen geschieht bei uns mehr »im Hinblick« auf den Franz—Josephs—Orden als auf die öffentliche Sicherheit.

* * *

[Die Lage der Richter in Österreich]

Ein Richter in einer österreichischen Provinzstadt schreibt mir:

Da in Ihrem werten Blatte über das wirtschaftliche Elend der Richter bereits so viel geschrieben wurde, bin ich überzeugt, daß Sie so gütig sein werden, auch den nachfolgenden Fragen in Ihrem Blatte Raum zu geben. Wie kommt es, daß die Richter in Österreich unter sämtlichen Beamten am schlechtesten gestellt sind? Die politischen Beamten, die Ingenieure, Steuerinspektoren etc. inbegriffen, bekommen jährlich durch Kommissionen mehr als der Gehalt beträgt, ebenso die Geometer bei der Kataster—Evidenzhaltung. Der Bezirksarzt und Tierarzt haben Nebeneinkünfte, so daß ihre Gesamtbezüge die Bezüge eines Hofrats erreichen. Die Finanzbeamten erhalten Remunerationen, die der Höhe des Gehaltes gleichkommen. Nur der Richter, der am meisten Arbeit hat, bekommt *nichts* und muß mit seinem kargen Gehalt »standesgemäß« leben ... Sollte für die Richter nicht ein besonderer Gehalt bestimmt werden? Ist es nicht ein Unsinn, die Aktivitätszulage nach der Bevölkerungszahl zu bestimmen? Gerade in kleinen Orten — wo man Wohnung, Lebensmittel etc. auch nicht geschenkt bekommt — tritt an den Beamten die Anforderung, standesgemäß zu leben, Vereine und Wohltätigkeitsanstalten zu unterstützen, in höherem Maße heran. Das sind Fragen, die einer dringenden, gerechten Erledigung zuzuführen wären.

* * *

[Die Briefe der Prinzessin von Coburg]

In Nr. 154 ¹ schrieb ich:

»Dieses Österreich ist wirklich das Land der Unwahrscheinlichkeiten: Ein Richter hat den Ansturm der Coburg'schen Hausmacht abgewehrt, den anmutigen Herrn Dr. Barber verurteilt die Briefe zurückzustellen, und den Nebenbuhlern des Unrechts, den Bachrach und Feistmantel, die Gerichtstür gewiesen. Als heiteres Moment ist aus dem Verhandlungsbericht ein Zwischenruf zu zitieren. Als ein früherer Diener des Klägers Zeugenschaft ablegte, rief Herr Barber verächtlich: 'Das war also der *Vertrauensmann* des Herrn Mattasich!' Ernster ist, daß Herr Dr. v. Feistmantel das Vorgehen des 'Verwahrers' der Briefe als korrekt bezeichnet hat.

1 # 07 »Antworten ... « »Disziplinarrat«

Dazu gehört immerhin mehr Mut, als man dem Präsidenten der Advokatenkammer zugetraut hätte. Wenn jetzt auch noch der *Disziplinarrat der Advokatenkammer* Mut hat — — *Über Herrn Barber herrscht keine Meinungsverschiedenheit*, über Herrn Bachrach auch nicht. Aber Herr Dr. v. Feistmantel könnte immerhin noch dazu gebracht werden, die Rolle, die er im Prozeß gespielt hat und als Kurator der gefangenen Prinzessin spielt, als undankbar zu empfinden ... «

Damals galt die Disziplinierung des Herrn Dr. Barber als eine Selbstverständlichkeit, von der man nicht weiter sprach. Nur die Situation der Kammer ihrem Präsidenten gegenüber, der als Gutheißer und Anstifter der standeswidrigen Tat dastand, schien noch die juristischen Kreise zu interessieren. Ihre Meinung über die Tat selbst war in dem Schreiben eines Anwalts, das in Nr. 153 der 'Fackel' ¹ veröffentlicht war, ausgesprochen. Da hieß es :

»Dr. Barber durfte, wenn er sich nicht eines schweren Standesvergehens schuldig machen wollte, den Gegnern seines Klienten nicht schon die Vollstreckung eines Urteils sichern, dessen Fällung diese noch gar nicht verlangt hatten. Denn wie läßt sich dieses Vorgehen mit § 12 der Advokatenordnung vereinbaren, welcher vorschreibt: 'Wenn die Vertretung aufgehört hat, ist der Advokat verpflichtet, der Partei über Verlangen die ihr gehörigen Urkunden und Akten im Originale auszuhändigen.'? Was sagt der Disziplinarrat der Advokatenkammer zu einer Auffassung der Anwaltspflichten, welche den Gegnern des Mandanten Schergendienste leistet?«

Diese Frage war damals von jedem ehrenhaften Advokaten gestellt worden. Ich selbst bin in der Lage, ein Dutzend der ehrenhaftesten, denen falsches Kameradschaftsgefühl nicht den Mund stopft, wenn es sich um die Besprechung eines ungeheuerlichen Skandals handelt, namhaft zu machen. Über den Ausgang der Disziplinarsache Barber herrschte kein Zweifel, bloß Zweifel darüber, ob der biedere Herr v. Feistmantel nach der gerichtlichen Feststellung der Unkorrektheit eines Vorgehens, das er »korrekt« befunden hatte, als Präsident der Kammer resignieren werde, um den Disziplinarrat von einer großen Verlegenheit zu befreien.

Jetzt, nach einem Jahre, ist die Frage, was das Standesgericht zu einer Auffassung der Anwaltspflichten sagt, die den Gegnern des Mandanten Schergendienst leistet, endlich beantwortet worden. Mit einer Frage. Der Disziplinarrat der Advokatenkammer hat erkannt: Warum soll sich die Vertrauensstellung des Anwalts *nicht* mit der Zurückhaltung von Briefen, die ihm der Klient zur Verwahrung übergeben hat, vereinigen lassen? In der Begründung dieses Erkenntnisses soll der Disziplinarrat sogar von der »überflüssigen Entrüstung«, die das Verhalten des Herrn Barber erregt habe, sprechen. Das würde alles erklären: Jeder Stand muß bloß das Maß von Ehre hüten, das er sich selbst zumißt. Die Bescheidenheit der Advokaten ist eine Eigenschaft, die man an ihnen nicht oft beobachtet hat, die aber, wenn man sie einmal feststellen kann, sicher erfreulich ist.

* * *

[Affäre Marschall]

In dem amtlichen »Exposé« über den Fall Marschall ¹ — das dumme Wort verursacht einem allein schon Übelkeiten und hat nur einen Sinn, wenn es eine Darlegung bedeutet, durch die sich ein Amt bloßstellt, »exponiert« — ist eine Bemerkung enthalten, die der offiziellen Dreistigkeit die Krone aufsetzt.

»Und worin bestehen nun die schweren Vergehen Marschalls, die ihn als Akademieprofessor disqualifizieren sollen? Er beging, wie viele andere, das Verbrechen, neben seiner rein künstlerischen Tätigkeit — auch ein kunstgewerbliches Atelier zu leiten, in welchem er, *da dasselbe einen geschäftlichen Charakter hatte*, auch gezahlte Hilfsarbeiter, unbeschäftigte, mittellose Akademiker *verwendete*. Aus dieser Tatsache entspringen alle Vorwürfe des Mangels künstlerischen Empfindens, der Benützung fremder Arbeit und der Unstatthaftigkeit der Signierung fertiger Objekte«.

Jawohl, aus dieser Tatsache entspringen sie! Was soll der witzige Gedankenstrich? Will der k. k. Ironiker uns wirklich weismachen, eine Übertretung der Künstlersitte werde Herrn Marschall als »Verbrechen« angeschrieben? Was soll der mitleidige Hohn für die Idealisten, die das Künstlersein mit geschäftlicher Ausbeutung von Künstlern nicht für vereinbar halten? »So sieht nun die ganze Angelegenheit im schlichten Gewande der Objektivität aus«, ruft der Herr v. Hartel exponierende Stilist. Das schlichte Gewand der Objektivität wird ehestens zum Flickschneider müssen! Was ist denn das für eine blöde Enthüllung? Die namhaftesten Künstler des Reiches stehen auf und erheben gegen Herrn Marschall den Vorwurf »der Benützung fremder Arbeit und der Signierung fertiger Objekte«. Nein, erklärt das Exposé, er hat *bloß* ein kunstgewerbliches Atelier mit geschäftlichem Charakter »geleitet«, in welchem er gezahlte Akademiker verwendete. Auch der Esel, der nicht sofort erkennt, daß die Widerlegung eine Bestätigung der Behauptung ist, muß doch zugeben, daß im Gebiet des Tatbestandes, der von den Verteidigern des Herrn Marschall selbst eingeräumt wird, *Platz* bleibt für das Verhalten, das ihm seine Gegner zum Vorwurfe machen. Es wird jemand beschuldigt, silberne Löffel eingesteckt zu haben. Nein, ruft der Verteidiger, er hat bloß an einem Diner teilgenommen ...

»So wollen wir denn«, schließt das Exposé, »noch in letzter Stunde warnend unsere Stimme erheben, damit sich die aufgeregten Gemüter endlich beruhigen, zum Nutzen der Sache, *zur Ehre der österreichischen Künstlerschaft*«.

Wenn ein österreichisches Ministerium seine Stimme »erhebt«, so ist das eine amtliche »Erhebung« von fragwürdigem Wert. Künstlergenossenschaft, Sessession und Hagenbund, so heißt es bereits, wollen der Ansicht, daß »an einer kaiserlichen Ernennung nicht gerüttelt werden dürfe«, gemeinsam opponieren, wollen die Frage, ob sie oder Herr v. Hartel die Ehre der österreichischen Künstlerschaft besser zu wahren verstehen, mit vereinten Kräften zur Entscheidung bringen. Und langsam soll sich schon die Lösung eines beharrlichen Klebers von seinem Amt ankündigen. Wenn in der Stunde, da diese Zeilen erscheinen, sich die heilsame Umwälzung noch nicht vollzogen hat, muß die Parole aller reinlichkeitsliebenden Mitbürger, die wenigstens die Kunst von dem Protektionsdreck verschont wissen möchten, unverändert lauten: Künstler heraus! Hartel hinaus!

¹ s. Heft 175 # 02, dort weitere hinweise dazu



[Der gefallene Mann]

Da ich neulich in das europäische Chaos der Heuchelei langte, das der Verkehr des Grafen Guicciardini mit der Gräfin Montignoso entfesselt hat, sprach ich auch davon, daß die guten Seelen ihn der Tat nicht für fähig hielten. Ihr trauten sie ja das Schlimmste zu, mehr als die »Kleinigkeiten«, die selbst die Kammerfrau Chiarina beobachtet haben will. Aber er ist sämtlichen Redaktionen Wiens und Dresdens als ein Kavalier bekannt, der die Pflichten und Rücksichten — na, und so weiter. In dem Wust von Ausschnitten, die ich mir aus der täglich zweimal erscheinenden Dummheit gemacht hatte, war mir der drolligste abhanden gekommen, und nach Erscheinen des Aufsatzes, in dem ich all ihre Fülle zusammenfaßte, lächelte er mich auf meinem Schreibtische an. Graf Guicciardini habe — so meldet der Florentiner Spezialist der 'Neuen Freien Presse', der bekanntlich die Fähigkeit des Mannes nach jeder Richtung sorgfältig untersucht hat — »erklärt, zur Gräfin niemals in anderen Beziehungen gestanden zu sein als in jenen *eines Mannes von Ehre* zu einer Frau, die auf das allgemeine Mitgefühl Anspruch hat.« (12. Februar). Diese Ehrloserklärung sämtlicher Männer, die je zu Frauen in außerehelichem Verhältnis gestanden sind, ist ein Folgeübel. Die Heuchelei einer europäischen Gesittung, die, was sie heimlich liebt, öffentlich verachten muß und bei Tag verleugnet was sie bei Nacht tut, die die Ausübung der natürlichsten Funktionen bisher bloß an den Frauen rächte und die geilsten Männer als Sittenrichter über die »Gefallene« legitimierte, ist bei der Vermengung von Sexualität und »Ehre« glücklich bis zu jenem Stadium der Gehirnerweichung gelangt, wo auch der Charakter des Mannes nach der Zahl außerehelicher Geschlechtsakte beurteilt wird. Dies könnte zur Auffassung der lieben Wiener Leserin stimmen, deren unwandelbares Puppengesichtchen der Schöpfer einem einzigen Manne bestimmt hat: selbst diesem ruft sie, sein zärtliches Werben ethisch wertend zu: O, Sie Schlimmer!

* * *

[Otto Erich's Freund]

Otto Erich ist tot, und jetzt ist's keine Kunst, mit ihm »intim« gewesen zu sein. Wie viele waren es! Man wußte gar nicht, daß er, der mitunter recht abweisend sein konnte, so viele seiner Wesensart fremde Herren, die schlecht essen und gar nicht trinken können, an seinen Stammtischen zwischen Wien, Salo, München, Zürich und Berlin geduldet hat. Nichts konnte sie ihm nahebringen, und das einzige, was den Allzudeutschen ihnen näherbrachte, war die Möglichkeit, das Wort »Salo« mit vertrauterer Betonung auszusprechen. Das scheint allerdings genügt zu haben. So entwickelte sich nach Hartleben's Tode ein recht freundschaftlicher Verkehr. Wem fällt nicht, wenn von einer zwar einseitigen, aber umso herzlicheren Vertraulichkeit die Rede ist, der Name Rudolf Lothar ein? Er ließ sich nicht die Gelegenheit entgehen, nach Hartleben's Tode in der noch immer lebenden 'Wage' zu melden, daß er mit ihm einst in einer Münchener Weinstube gesessen habe. »Wir hatten eine

Flasche guten Mosels vor uns und wir waren sehr vergnügt, Otto Erich und ich«. Besonders Otto Erich, wenn er sich nämlich den »Mosel« als eine Diminutivform und dessen Bestellung als eine etwas tendenziöse Aufmerksamkeit für seinen Gast dachte. »Die Unterhaltung«, berichtet Lothar, »war eigentlich zweisilbig. Sie bestand in dem gewissenhaften und nachdrücklichen Prosit' beim Heben der Gläser«. Wie es eben bei kerndeutschen Männern Sitte ist. »Als wir dann das Wirtshaus verließen, wunderten wir uns sehr, nicht überall lachende Gesichter zu sehen«. Besonders wieder Otto Erich, der ja als Humorist ein starkes Gefühl für Kontrastwirkungen haben mußte. Seit dieser Enttäuschung soll er es noch öfter mit Herrn Lothar versucht haben. Wenigstens behauptet es der Überlebende. Aber es muß ein eigentümlicher Verkehr gewesen sein. »Wir standen uns nahe«, bekennt Lothar, »und unser ganzes Leben hindurch haben wir doch nicht mehr als ein Dutzend Worte miteinander gewechselt«. Das erkläre ich mir so. »Ich möchte Sie für die 'Neue Preß' interviewen!«, sagte der eine, wobei er dem andern sehr nahe stand. »Belästigen Sie mich nicht!«, erwiderte der andere. Das gibt genau ein Dutzend Worte. Herr Lothar erklärt es anders. »Manche Menschen«, versichert er, »haben die wundervolle Gabe, sich ohne Sprache mitteilen zu können ... Hartleben war nie redselig. Er war sparsam mit dem Worte«. Herrn Lothar ist diese Gabe, wie man weiß, nicht eigen. Er spricht viel und sieht mehr auf die Quantität als auf die Qualität seiner Rede. In dem Nachruf für Hartleben z. B., in dem sich Gesinnung und Ausdruck ungefähr decken, behauptet er, das Weib sei eine »Sphinx, die wir immer begegnen, wenn wir das Glück suchen« — eine Wendung, der wir immer begegnen, wenn wir die Leopoldstadt besuchen. Ach, die Menschen sind eben verschieden. Der eine bleibt stumm wie das Grab, und der andere versteht es dafür, aus solcher Verschlossenheit auf freundschaftliche Gesinnung zu schließen. Der andere würde daraufhin vielleicht die Sprache gewinnen, würde gegen die Zumutung protestieren, wenn — ein Grab nicht stumm wäre ... Herr Lothar übt schlecht die Pietätspflicht, die er einem Verstorbenen schuldet. Es gehört heute wenig Mut dazu, sich den Freund Otto Erich's zu nennen.

* * *

[Die Ironie des 'Deutschen Volksblatts']

Ich sprach neulich von der Ironie des 'Deutschen Volksblatts'. Es gibt ihrer drei Arten. Wenn das 'Deutsche Volksblatt' sagen will, daß jemand berühmt ist, das heißt: wenn es das nicht sagen will, sondern bloß ausdrücken möchte, daß es seinen Ruf für einen unverdienten oder wenig schmeichelhaften hält, so durchmißt der in allen Finessen des Geistes bewanderte Schriftleiter drei Stufen sprachlicher Treffsicherheit: Er nimmt Gänsefüßchen, Gedankenstrich oder Fragezeichen zu Hilfe. Er unterscheidet also einen »berühmten«, einen be—rühmten (manchmal auch ber—ühmten oder berü—hmten) und einen berühmten (?) Mann. Die letzte Art der Abfertigung ist die geistreichste und zugleich die populärste, dem Verständnis des Leserkreises angepaßteste. Sie ist eine kunstvolle Methode, das begriffliche Zwielficht der Ironie in Licht und Dunkel zu zerlegen. Der Gehirnvorgang ist der folgende: »X ist ein berühmter Mann. Aber nein, ich mach ja nur Spaß«. Am Tage, da die letzte Nummer der 'Fackel' in Druck ging, am 16. Februar, war im 'Deutschen Volksblatt' ein recht anschauliches Beispiel dieser Art enthalten. Ein Hausmeister hatte über die städtische Feuerwehr, die ihm bei einem Brande nicht rasch genug zur Stelle schien, gespottet. Mit Unrecht. »Es gibt Menschen« ruft der Polemiker des 'Deutschen Volksblatts', »die alles bspötteln

und bekritteln müssen, denen nicht wohl ist, wenn sie nicht bei allen unpassenden Gelegenheiten ihrem Witze (?) die Zügel schießen lassen können.« Fragezeichen sind die Zügel des Witzes. Und somit ist es sicher ein Tadel, wenn man sagt, daß ein Hausmeister im Vergleich mit einem Redakteur des 'Deutschen Volksblatts' ein beißender Spötter ist.

* * *

[Concordiaballbericht]

Wieder hatten alle »Spitzen«, durch langjährigen Gebrauch noch nicht abgestumpft, ihr Erscheinen zugesagt. Wieder mischte sich das vornehme Wiener Bürgertum unter das temperamentvolle Theatervölkchen. Wieder gab es ein beängstigendes Gedränge. Wieder konnte der Zustand auf dem Parkett noch paradiesisch genannt werden im Vergleich zu dem Menschenknäuel, der die Estrade gleichsam blockierte. Wieder gelang es der jungen Welt erst in vorgerückter Stunde, zu ihrem Tanzrecht zu kommen. Wieder machte Schlag 11 Uhr der unverwüstliche Rabensteiner den vergeblichen Versuch, die Paare zum Tanz aufzustellen. Wieder konnten die Ballbesucher nichts anderes tun als »fluten«. Wieder wurden erst um 12 Uhr schüchterne Versuche zu promenieren und erst um 2 Uhr schüchterne Tanzversuche gemacht. Wieder waren die anwesenden Theaterdamen von bestrickendster Anmut und die anwesenden Bankdirektoren von bestechendster Liebenswürdigkeit. Wieder walzte der Übermut mit der Lebensweisheit, wieder plauderte die hohe Politik mit der heiteren Muse. Wieder trug Herr Julius Bauer ein Bänkel vor, dessen Pointen zündend waren. Wieder ist es unmöglich, alle die aufzuzählen, die anwesend waren, während es wenigstens gelingt, alle die aufzuzählen, die abwesend waren. Wieder hatten die Mitglieder des Kaiserhauses ihr Fernbleiben entschuldigt. Mit einem Wort: wieder übertraf der Concordiaball alle seine Vorgänger.

* * *

[Was hat er angehabt?]

ERMordung des Großfürsten Sergius. Europa hält den bekannten Atem an. Die 'Neue Freie Presse' schüttet über die Leser ein Füllhorn weltgeschichtlicher Tatsachen aus. Zum Schlusse »Großfürst Sergius in Österreich«.

»Vor fünf Jahren hat Großfürst Sergius kurze Zeit auf Österreichischem Boden gewelt. Seine Gemahlin, Großfürstin Elisabeth, gebrauchte im Sommer des Jahres 1900 die Kur in Franzensbad. Großfürst Sergius besuchte sie damals auf zwei Tage. *Er trug natürlich Zivilkleidung.* Da er in Trauer war, erschien er im *schwarzen Sakko mit grauem Filzhut und Trauerflor.* Die Besucherinnen Franzensbads im Juni 1900 werden sich gewiß der hochgewachsenen eleganten Erscheinung des Großfürsten erinnern.«

Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo auch wir Wiener dem Weltgeist näher sind als sonst und eine Frage frei haben an das Schicksal: »*Was hat er angehabt?*«



[Aus Oscar Wilde]

»Es war eine Frau, die beim Ehebruch ergriffen worden war. Man berichtet uns nichts über die Geschichte ihrer Liebe, aber diese Liebe muß sehr groß gewesen sein; denn Jesus sagte, ihre Sünden seien ihr vergeben, nicht weil sie bereute, sondern weil ihre Liebe so stark und wunderbar war. Später, kurze Zeit vor seinem Tode, als er beim Mahle saß, kam das Weib herein und goß kostbare Wohlgerüche auf sein Haar. Seine Jünger wollten sie davon abhalten und sagten, es sei eine Verschwendung, und das Geld, das dieses köstliche Wasser wert sei, hätte mögen für wohltätige Zwecke, für arme Leute oder dergleichen verwendet werden. Jesus trat dem nicht bei. Er betonte, die leiblichen Bedürfnisse des Menschen seien groß und immerwährend, aber die geistigen Bedürfnisse seien noch größer, und in einem einzigen göttlichen Moment, in einer Ausdrucksform, die sie selbst bestimmt, könne eine Persönlichkeit ihre Vollkommenheit erlangen. Die Welt verehrt das Weib noch heute als Heilige«.

»Wenn nun der Staat nicht zu regieren hat, kann gefragt werden, was er zu tun hat. Der Staat wird eine freiwillige Vereinigung sein, die die Arbeit organisiert und der Fabrikant und Verteiler der notwendigen Güter ist. *Der Staat hat das Nützliche zu tun. Das Individuum hat das Schöne zu tun.* Und da ich das Wort Arbeit gebraucht habe, will ich nicht unterlassen zu bemerken, daß heutzutage sehr viel Unsinn über die Würde der körperlichen Arbeit geschrieben und gesprochen wird. An der körperlichen Arbeit ist ganz und gar nichts notwendig Würdevolles, und meistens ist sie ganz und gar entwürdigend. Es ist geistig und moralisch genommen schimpflich für den Menschen, irgend etwas zu tun, was ihm keine Freude macht, und viele Formen der Arbeit sind ganz freudlose Beschäftigungen und sollten dafür gehalten werden. Einen kotigen Straßenübergang bei scharfem Ostwind acht Stunden im Tag zu fegen ist eine widerwärtige Beschäftigung. Ihn mit geistiger, moralischer oder körperlicher Würde zu fegen, scheint mir unmöglich. Ihn freudig zu fegen, wäre schauderhaft. Der Mensch ist zu etwas Besserem da, als Schmutz zu entfernen. Alle Arbeit dieser Art müßte von einer Maschine besorgt werden.«

»Eine Weltkarte, in der das Land Utopia nicht verzeichnet ist, verdient keinen Blick, denn sie läßt die eine Küste aus, wo die Menschheit ewig landen wird. Und wenn die Menschheit da angelangt ist, hält sie Umschau nach einem bessern Land und richtet ihre Segel dahin. Der Fortschritt ist die Verwirklichung von Utopien.«

»Es ist zu beachten, daß gerade die Tatsache, daß die Kunst eine so intensive Form des Individualismus ist, das Publikum zu dem Versuch bringt, über sie eine Autorität auszuüben, die ebenso unmoralisch wie lächerlich und ebenso korrumpierend wie verächt-

lich ist. Es ist nicht ganz seine Schuld. Das Publikum ist immer, zu allen Zeiten, schlecht erzogen worden. Sie verlangen fortwährend, die Kunst solle populär sein, solle ihrer Geschmacklosigkeit gefallen, ihrer törichten Eitelkeit schmeicheln, ihnen sagen, was ihnen früher gesagt wurde, ihnen zeigen, was sie müde sein sollten zu sehen, sie amüsieren, wenn sie nach zu reichlichem Essen schwermütig geworden sind, und ihre Gedanken zerstreuen, wenn sie ihrer eigenen Dummheit überdrüssig sind. *Die Kunst aber dürfte nie populär sein wollen. Das Publikum müßte versuchen, künstlerisch zu werden.* Das ist ein sehr großer Unterschied. Wenn man einem Forscher sagte, die Ergebnisse seiner Experimente, und die Schlüsse, zu denen er gelangte, müßten dergestalt sein, daß sie die hergebrachten populären Vorstellungen über den Gegenstand nicht umstürzten, oder das populäre Vorurteil nicht verwirrten, oder die Empfindlichkeiten von Leuten nicht störten, die nichts von der Wissenschaft verstehen: wenn man einem Philosophen sagte, er habe ein vollkommenes Recht, in den höchsten Sphären des Denken zu spekulieren, vorausgesetzt, daß er zu denselben Schlüssen käme, wie sie bei denen in Geltung sind, die überhaupt niemals in irgend einer Sphäre gedacht haben — nun, heutzutage würde der Forscher und der Philosoph beträchtlich darüber lachen. Aber es ist in der Tat nur sehr wenige Jahre her, daß Philosophie wie Wissenschaft der rohen Volksherrschaft und in Wirklichkeit der Autorität unterworfen waren — entweder der Autorität der in der Gemeinschaft herrschenden allgemeinen Unwissenheit oder der Schreckensherrschaft und der Machtgier einer kirchlichen oder Regierungsgewalt. Nun sind wir zwar bis zu sehr hohem Grade alle Versuche von seiten der Gemeinschaft oder der Kirche oder der Regierung, sich in den Individualismus des spekulativen Denkens einzumischen, losgeworden, aber das Unterfangen, sich in den Individualismus der Phantasie und der Kunst einzumischen, ist immer noch am Leben. Oder vielmehr: es lebt noch sehr lebhaft: es ist aggressiv, gewalttätig und brutal.«

»Wenn sie sagen, ein Werk sei heillos unverständlich, meinen sie, der Künstler habe etwas Schönes gesagt oder vollbracht, das neu ist; wenn sie ein Werk als heillos unmoralisch bezeichnen, meinen sie, der Künstler habe etwas Schönes gesagt oder vollbracht, das wahr ist. Der erste Ausdruck bezieht sich auf den Stil, der zweite auf den Gegenstand. Aber in der Regel gebrauchen sie die Worte ganz unbestimmt, wie ein gewöhnlicher Pöbel fertige Pflastersteine benutzt.«

»Ein wahrer Künstler nimmt keinerlei Notiz vom Publikum. Das Publikum existiert nicht für ihn.«

Oscar Wilde

»Der Sozialismus und die Seele des Menschen.«

* * *

Epigramm

*von Daniel Spitzer*¹.

¹ Diese bisher unveröffentlichten Verse hat mir ein Freund Daniel Spitzer's zur Verfügung gestellt. Sie sind recht zeitgemäß und schon darum ein Unikum, weil der berühmte Wiener

Der Philosoph:
Wenn Jeder täte seine Pflicht,
Dann brauchte man Gesetze nicht.

Der Jurist:
Und hätten wir Gesetze nicht,
Wie wüßten wir, was unsre Pflicht?

Der Politiker:
Geht, laßt doch einmal das Geschwätz,
Wen kümmern Pflicht oder Gesetz!

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Schmockperlen]

Schmock. In der Tat, nichts auf der Welt wird in der liberalen Presse so sehr herabgesetzt wie die früheren Concordiabälle. Man nehme in jedem Jahre jede beliebige Zeitung zur Hand und man wird in den verschiedensten Variationen anheben hören: »Mit einem Glanze, den vergangene Feste der 'Concordia' wohl nie erreicht haben ... « Die schöne Tänzerin mußte diesmal »den Vertreter des Sonnenreiches« über die endlichen Chancen des ostasiatischen Krieges auszuholen versuchen und erhielt natürlich »aus dem lächelnden Munde des Diplomaten allerlei heiter pointierte Antworten: Die Damenspende »stand diesmal im Zeichen Schiller's«. Julius Bauer's geistvolle Tischrede habe infolgedessen, wie ein feinsinniger Berichterstatter bemerkt, von Pointen »geschillert«. Die Journalisten hatten, wie die 'Neue Freie Presse' sagt, Schiller »gleichsam zu ihrem Schutzpatron erkoren«. »Schiller bringt Glück!« ruft ihr Vertreter beim Anblick des großen Gedränges. Seine Versicherung, daß die Besucher »in HELLEN Scharen herbeiströmten«, beruht gewiß auf Farbenblindheit. Yvette Guilbert blieb überrascht am Eingange des Saales stehen und rief: »Das hätte ich nicht erwartet!« Aber man sagte ihr, es seien Südfranzosen, und so ließ sie sich beruhigt auf die Estrade führen, wo sie sofort der Mittelpunkt »lebhaft konversierender Gruppen« wurde. Der Vertreter des 'Fremdenblatts' gibt eine Probe solcher Konversation: »Man sah und sah und fragte: Wer ist diese wunderschöne Dame dort? IMMER KEHRTE DIE FRAGE ZURÜCK.« Zu dem Gesamtbild gehört die Beobachtung: »Ein witziges Wort flattert auf und macht die Runde«. Die »Präsenzliste« ist reichlich; aber wenn sie nicht bloß durch einen Druckfehler in eine Präsentliste verwandelt werden könnte, wäre es den Herren doch lieber. Das 'Extrablatt' hat den sinnigen Einfall, sie folgendermaßen einzuleiten:

ES WAREN ERSCHIENEN:

Oberstkämmerer Freiherr v. GUDENUS. Von den Obersthofmeisterämtern der Erzherzoge FRANZ FERDINAND und OTTO und der Erzherzoginnen MARIA

Spaziergänger außer zu Beginn der Sechziger Jahre als lyrischer »Wiener Flaneur« nie Verse verfaßt hat. Der Freund, dem Spitzer einmal das Epigramm aufschrieb und schenkte, hat mich auch durch die Übersendung des Manuskriptes eines »Wiener Spaziergangs«, das nie gedruckt wurde und einem Verbote des Autors gemäß auch heute nicht gedruckt werden darf, geehrt. Hoffentlich nimmt's die 'Neue Freie Presse' ihm und dem Andenken ihres neben Ludwig Speidel bedeutendsten Mitarbeiters nicht übel.

Anm. d. Herausgebers.

[KK]

THERESIA und MARIA ANNUNCIATA waren Entschuldigungsschreiben eingelangt. Ferner hatte der Obersthofmeister Fürst MONTENUOVO sein Fernbleiben entschuldigt.

Die Namen sind gesperrt gedruckt, an dem »entschuldigt« mag der Leser sachte vorübergleiten ... Die aufgezählten Diplomaten, hohen Beamten, Aristokraten, Industriellen hatten sich wohl wieder durch ihre Bürodienner, Portiers und ärmeren Verwandten vertreten lassen, denen sie nach alter Sitte die Einladungen schenkten. Dagegen ist es gewiß wahr, daß die aufgezählten Schauspielerinnen persönlich anwesend waren. Wie schrieb doch Hermann Bahr in einer Besprechung des Gagen—Problems am 2. Februar 1895? » ... Dann brauchen sie Kleider, Handschuhe und Hüte und sollen auf den Concor-diaball, SONST WERDEN SIE SCHLECHT REZENSIERT.«

[Die Redouten]

Tänzer. Der unvergeßliche Anblick der Opernredouten bleibt uns definitiv entzogen. Ein Architekt brauchte seinerzeit bloß im klerikalen 'Vaterland' die Möglichkeit einer Panik an die Wand zu malen, und der Hof verbot das einzigartige Schauspiel. Das war vielleicht nicht unvernünftig. Vergebens aber würde man sich die Kehle heiser schreien, wollte man die hundertmal größere Gefährlichkeit des Sophiensaales, in dem sich heute die geringere Pracht der Metternich—Redouten entfaltet, beweisen. Die unglaublichen Szenen, die sich bei der Zufahrt, bei den Garderoben abspielen, die Schreckensmöglichkeiten, die eine wahre Mausefalle, bei Hinausdrängen der Tausende über die enge Treppe, offenbart, rühren keine Staatsbehörde. »Dies Spiel spielt' ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär', und verböt's am Hof und im ganzen Land«.

[Aus Prag]

Prager.

»(EIN HAUSBALL) fand gestern Abends bei einem hiesigen Großkaufmann statt. Die glänzende, gastfreie Aufnahme der großen Gesellschaft trug nicht wenig zu der angeregten Stimmung bei, so daß die Anwesenden vollzählig bis in die Morgenstunden ausharrten. Die aufmerksamen Gastgeber hatten diesen Fall vorsorglich im Auge gehabt und für jeden Gast die vorliegende Frühausgabe des 'Prager Tagblatt' bestellt. Wir benutzen die Gelegenheit, unseren ersten heutigen Lesern einen fröhlichen Guten Morgen zu wünschen.«

Wie sinnig! Das Notizchen, eine Perle aus dem bekannten Schmockkästchen der Monarchie, ward mir von mindestens zehn Prager Lesern zugesendet. Offenbar soll das Beispiel bei der Wiener Journalistik Nachahmung finden. Es wäre ja auch gar nicht überraschend, wenn in unserer Familienpresse ständige Referate über Hausbälle, Hochzeitsdiners und Beschneidungen erschienen. Die Informiertheit der Prager Schmocks wird freilich unübertroffen bleiben. Er hat schon vor Mitternacht, da die Notiz in Druck gehen mußte, gewußt, daß »die Anwesenden bis in die Morgenstunden ausharrten«. Für Bezahlung muß der Kerl schon am Abend Guten Morgen sagen ... Nachbarin, Euern Schmalztopf!

[Eine Verlegerreklame]

Literat. Hoffentlich wird keiner meiner Leser — nicht alle verstehen ja, was sie lesen; die anderen lassen mich ihre Beschränktheit mit der Lektüre absurder Briefe und Anfragen büßen — die folgende Bemerkung mißverstehen; hoffentlich wird keiner glauben, daß die Abweisung einer Reklame des

Strindberg—Verlegers einen Angriff auf Strindberg, dem die 'Fackel' so viele wertvolle Beiträge verdankt, mit dem sie also in »Verbindung« steht, bedeute. Die deutsche Ausgabe des sozialen Romanes »Die gotischen Zimmer« wird mir mit einem Prospekt gesendet, der die Bedeutung Strindberg's folgendermaßen würdigt: »Wer ist heute, um 1900, der größte europäische Dichter? GEHEN WIR DIE EINZELNEN LÄNDER DURCH! Deutschland hat ja vor hundert Jahren, um 1800, der Welt den größten Dichter geschenkt: Goethe; MIT DEM KANN ES NOCH EIN PAAR JAHRHUNDERTE ZUFRIEDEN SEIN und jetzt EINEM ANDEREN LANDE ohne Neid den größten Dichter der Epoche GÖNNEN«. Tolstoi? »Ein großer Dichter ist er ohne Zweifel, aber der größte europäische um 1900? Nein, DAS kann ein Russe ERST IN EINIGEN JAHRHUNDERTEN werden, wenn die slawische Kultur usw.« (Also etwa um 2300 wird ein russischer Dichter der größte europäische Dichter um 1900 sein können.) Zola? Zola ist ein Riese, ein Titan, ein Zyklop, aber keine göttliche Kraft!« (Der Zyklop definierte die Kunst als ein Stück Natur, gesehen durch — EIN Auge.) Ibsen? »Ibsen ist ja EINER DER ERSTEN Dramatiker der Welt! Aber der größte Dichter um 1900? Nein! WER MÜHSELIG ALLE ZWEI JAHRE EIN DRAMA FERTIG MACHT, mag ein großer Künstler sein, der größte Dichter ist er nicht ... Das ist Strindberg!« In dem Ton geht's weiter. Ein wenig wird noch die Konkurrenz herabgesetzt, dann die eigenen Preise ... Man glaubt eine Empfehlung des »riesigsten Sortimentes der Monarchie« zu lesen. Nur die Beschaffenheit des Lagers: »Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts«, »religiöses Empfinden unserer Epoche«, »nationale Geschichte seiner Heimat« und »der bewußte Wille in der Weltgeschichte« — die alle in Strindberg ihren Meister gefunden haben —, nur die organische Verbindung eines Goethe, Sophokles, Dante und Shakespeare in ihm erinnert daran, daß es sich um eine — Verlegerreklame handelt.

[Die Broschüre des Herrn Probst]

Philosoph. Das psychiatrische Gutachten des Herrn Dr. Probst über den Patienten Weininger ¹, das in der 'Fackel' schon von dem Vater des Betroffenen und von mir selbst gewürdigt wurde, macht in Deutschland einiges Aufsehen. Ein begeisterter Helfer ist dem Münchener Symptomenschnüffler in Herrn Hugo Ganz erstanden, der in der 'Frankfurter Zeitung' eine Orgie des gesunden Menschenverstandes feierte. Vielleicht ernüchtert ihn die folgende Zuschrift, die mir ein Berliner Leser sendet und die die Empörung geschmackvoller Menschen gegen den immer erneuten Versuch bekundet, dem Genie die Zwangsjacke anzulegen:

»Herr Dr. Probst ist Assistenzarzt der Kreisirrenanstalt München. Hat Cesare Lombroso und Max Nordau gelesen. Die Last philosophischer Bildung scheint ihn nicht allzuschwer zu drücken. Sonst säße er über die Werke junger Denker nicht so 'vorurteilsfrei', so 'wissenschaftlich' zu Gericht. Sein erstes Opfer ist der verstorbene Wiener Philosoph Otto Weininger. Der hat zwei Bücher hinterlassen, die den Ingrim des Münchener Irrenarztes weckten. Das eine, 'Geschlecht und Charakter' verneint recht radikal die Grundlagen des Feminismus. Warum sollte man sich nicht der bedrohten Massenrichtung annehmen? Warum nicht die günstige Konjunktur benützen? Herr Probst hatte recht. Seine psychiatrischen Späßchen werden vom Beifallsgestrampel einer populären Bewegung wirksam unterstützt. Er reißt Weininger'sche Sätze aus ihrem Zusammenhang, verziert sie mit Randbemerkungen und zieht die eherne Folgerung: Weininger war hysterisch, war unzurechnungsfähig. Zum Ersten: Was will Herr Dr. Probst beweisen? Zum

1 s. Heft 169 # 02 »Der Fall Otto Weininger«

Zweiten: Was kann er beweisen? Hätte er mehr Kant und weniger Lombroso gelesen, er würde wissen, daß Irrsinn keine Eigenschaft eines Wesens an sich, sondern nur ein willkürlicher Begriff ist, den wir uns nach einem Normalmaßstabe zurechtgelegt haben. Herr Dr. Probst konnte also nur dartun, daß Weininger 'abnormal' war. Er hätte sich die Mühe einer so umständlichen Beweisführung ersparen können. Wer 'normal' veranlagt ist und — um mit Schopenhauer zu reden — 'seine drei Pfund grober Gehirns- substanz' besitzt, wird 'Geschlecht und Charakter' natürlich nicht ver- fassen. Wird überhaupt kein bedeutendes Werk schreiben. Wir ge- ben also zu, daß Weininger ein ABNORMER Mensch war. Bedeutet aber eine SOLCHE Abnormität eine Entwicklung nach oben oder eine Degeneration? Ist Beethoven wirklich ein Entarteter und ein Bier- philister die ideale Norm? Nach Moebius ist bekanntlich auch Goethe dekadent; nach Nordau Nietzsche ein wahnsinniger Fasler und Ibsen etwas Ähnliches. Lombroso hält Schopenhauer für irr- sinnig, weil er die Juden haßte. Gogol für einen Degenerierten, weil er 'zu spät' zum erstenmal liebte ... Weininger mag sich in dieser Gesellschaft trösten ... Und warum ist dieser nach Dr. Probst — hysterisch? Weil er die Tiere für Symbole hielt. Wenn der Münchener Irrenarzt auch nur eine blasse Ahnung von der Ge- schichte der Philosophie hätte — er wäre in seinen Diagnosen vor- sichtiger gewesen. Weiß Herr Dr. Probst, daß das ganze Mittelal- ter im Symbolismus befangen war? Weiß er, daß man einmal die Einheit als die Mutter aller Dinge, die gerade Zahl als Sinnbild des weiblichen Geschlechtes und der Körperlichkeit auffaßte? Aber ist es denn billig, solche Kenntnisse von modernen Psychia- tern zu erwarten? Von Leuten, die in ihrer erkenntnis—theoreti- schen Unschuld die ganze Außenwelt für 'real' halten? Warum er- klärt Herr Dr. Probst nicht die Gründer jener philosophischen Richtung für Narren, die die Materie nur als Vorstellung gelten läßt? Es würde dem Münchener Unschuldigen gewiß nicht schwer fallen, auf Grund seiner aprioristischen ignorantia philosophica auch bei Kant und Schopenhauer 'hysterische' Symbolik nachzu- weisen ... Wir möchten dem Laien bei der Lektüre psychiatrischer Broschüren Vorsicht empfehlen und dem philosophisch Gebildeten raten, die Komik der Probst'schen Broschüre zu genießen. Dieses Schriftchen aus München ist eines der lächerlichsten Produkte, welche der medizinische Dogmatismus je hervorgebracht hat.«

[Vom Konsumverein]

Hausfrau. Sie haben es erraten: Der Streit im Konsumverein langweilt mich. Höchstens könnten mir beide Parteien gleich grotesk erscheinen. Die Herren der Schöpfung, die mit präsidialer Erhabenheit auf das schwache Weib herabblicken, das einen Platz da oben usurpieren möchte, und denen kein Mittel der Drangsalierung einer Minorität zu schlecht ist, und die Frau- enrechtlerinnen, die, wenn man ihnen das Wort entzieht, sich auf die Pflichten der Galanterie berufen.

[Dem dummen August]

Dummer August. Als der Justizrat Körner von Dresden nach Florenz fuhr, ahnte er gewiß noch nicht, daß er binnen kürzester Zeit eine der wirk- samsten Figuren des humoristischen Deutschland würde. Er brauchte nichts weiter zu tun, als den Auftrag »seines« Königs immer wieder durchführen zu

wollen und immer wieder allem Gelächter zum Trotz sich auf den Auftrag seines Königs zu berufen. Und jetzt will ihn dieser undankbare König nicht mehr empfangen. Wenn die Großen eine lächerliche Aktion vorhaben, sind ihre Bedienten immer zugleich die Versuchsobjekte der Lächerlichkeit. Jetzt tut der größere August »indigniert«. Na, vielleicht hat er die Nachtwache des Herrn Körner und seiner Mannen vor der Villa Papiniano wirklich nicht gewünscht, oder nicht vorhergesehen, daß die Durchführung seines Auftrags, die kleine Giron zu entführen, zu solcher Affenkomödie führen mußte. Man stelle sich die Situation vor: Der sächsische Justizrat und andere Sachsen, erwachsene Leute, streifen — »und koste es das Läben!« — von einem Tor der Villa zum andern, rufen einander an bestimmten Punkten die Losung »Vade« und die Parole »Mekum« zu und tauschen ihre Beobachtungen aus. Wodde — Mäkum, Wodde — Mäkum ... klang es durch die italienische Nacht ... Das hatten sich die Zypressen nicht träumen lassen. Staunend schwiegen sie. Aber in den Witzblättern begann es am andern Tage zu rauschen.

[Dem klugen August]

Kluger August. Der Justizrat Körner ist also doch nicht in Ungnade gefallen? Das habe ich mir gleich gedacht. Und die einzige Nachricht, die den Lärm beleidigter Sittlichkeit übertönt, die einzige, die ich in dem Gedränge von Lügen für wahr halte, ist die, daß der gekränkte Gatte sich entschlossen habe, die Apanage einzustellen. Was schert ihn Weib, was schert ihn Kind, er trägt WEIT BESSERES VERLANGEN; laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind ... Aber warum hat er das nicht gleich gesagt?

Berichtigung

In Nr. 175, S. 22, 6. Zeile von oben, ist statt »ihren Verkünder für einen Verleumder«: ihren Verkünder für einen Verräter zu lesen.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**

